



Wolfsgärten bei Landsberg.

Von Otto Kaplid.

Die Wolfsgärten, die in früheren Zeiten hier und da in Wäldern und Heiden angelegt wurden, bildeten eine wichtige Ergänzung der eigentlichen Wolfsgärten. Sie waren mit hohen Bäumen umgeben und boten dem gejagten Untertan reichlich Gelegenheit zum Einemüßigen, während gleichzeitig jede Niederstimmigkeit gemacht wurde. Die Abwehrcien der Städte waren verpflichtet, diese Gärten tüchtig mit Auer zu versehen, damit durch angenehmen Kalmheit die eigentlichen Wälder in möglichst großer Zahl angelegt würden. Die Gärten hatten gegenüber den Jagden den Vorzug, immer und jederzeit verwendungsbereit zu sein, während eine Wolfsgartendefensität nur im Winter „bei eingetragener Neu“ d. h. nach frühem Schnee, Erlaß verpacht. Freilich war nötig, daß die Gärten fortlaufend überwacht und durch fortwährende Beseitigung von Witterungsschäden und ähnlichen Mängeln in bestem Zustande erhalten wurden. Viel Geld, viel Geld und vor allem viel Konsequenz waren dazu erforderlich, und hier liegt einer der Hauptgründe, warum die Wolfsgärten nicht auf je gezeigten Erwartungen meist nicht eintrafen.

Im Jahre 1602 wandte sich der Rat der Stadt Landsberg an der Warthe mit der Bitte an den Kurfürsten, die Anlage eines Wolfsgartens im Bruch südlich der Stadt angedacht zu lassen. „Da sich in unsern der gemeinen Stadt Wäldern aber der Warthe nach Folgen nicht viel Wölfe erhalten, welche unsern Schützen bei der Verwahrung der Bürgerhaft und unsern armen Leuten aber der Warthe zu Kernen, Diefel, Vordow und Ulem großen Schaden Winters und Sommers zufügen, also daß sie wohl aus einem Dorf öfters zu 16, 18 und 20 Schützen an Herden und Rindvieh zerreißen und aufreissen. Und nachdem solche unsere Bräuer über der Warthe öfters Winter und Sommer ganz unwegsam, daß man weder zu Fuß oder zu Fuß darin wandeln und ihnen also mit Wägen oder sonstigen dazwischen Wägen tun kann, bereitenden wir von unsern armen Leuten einige Jagden her ganz häufigen erlucht und angelangt worden, wir möchten doch ihnen zum besten einen Wolfsgarten erbauen lassen, ob man dadurch solchen Untertanen elidischen Wäldern tun könnte. Nun haben zwar unsere Vorfahren und weil solche Wolfsgärten wägen können, man kann sie aber nicht tief genug erbauen, in welchem Falle man ungefähr ein anderthalb Elle tief gräbt, alsdann Wägen angetroffen wird. Sind demnach geurteilt worden, E. Kurf. Gn. untertänigst zu eruchen und um Consens zur Erbauung eines Wolfsgartens anzufragen.“

Eine Antwort ging auf dieses Schreiben nicht ein, obwohl man drei Jahre darauf wartete. Schließlich entschloß man sich im Sommer

1605, das Gesuch zu wiederholen; der Erfolg war der gleiche. Die Stadt blieb ohne Wolfsgarten, und die bösen Zeiten des dreißigjährigen Krieges sorgten dafür, daß die Wolfsgärten sich nicht vermehrten.

In Anbetracht der Schäden, die durch die Untere besonders in der Neumark angerichtet wurden und in Erkenntnis der Tatsache, daß die Wolfsgärten unserer Untertanen, welche in die Wolfsgärten zu laufen schuldig, öfters mehr Schaden zugefügt als durch die schädlichen Tiere ihrer Wälder getan worden, beschloß der Große Kurfürst am 19. Dezember 1667 „zu Abstellung solcher der Untertanen Beschwerden und Verminderung und Tilgung mehr gedachter schädlicher Tiere gleich wie es in unserer Mittel- und Udemark bisher gehalten worden, auch in unserer Neumarkischen und inorporierten Territorien, da es sich am besten schicken will, einige Wolfsgärten anlegen zu lassen.“ Bürger und Bauern sollen nunmehr zur Vermeidung des neuartigen Überdiesens von Opfern bei der Erbauung dieser Wolfsgärten helfen, und jeder sein zugehöriges Fach bauen und in baulichen Wäldern erhalten. Dafür sollten sie des beschwerlichen Wolfsgartenlaufens gänzlich befreit sein, solange solcher Gärten in baulichen Wäldern und Wäldern sein wird.“

Der Schlußsatz dieser kurfürstlichen Anordnung war für die Beteiligten außerordentlich wertvoll. Es ist möglich, daß Friedrich Wilhelm tatsächlich glaube, in den Wolfsgärten das Mittel gefunden zu haben, die Wölfe mit Stumpf und Stiel auszurotten und damit seine gelagerten Untertanen vor der Last des Wolfsgartenlaufens befreien zu können. In Wirklichkeit blieb jedoch auch in der Folge alles wie zuvor, und die Landsberger hatten schon recht, wenn sie noch zu des Kurfürstlichen Befehlen schickten, daß sie nunmehr „in Wäldern dupliert oder verdoppelt mit doppelter Beschwerung“ seien.“

Der neuartige Überdieser Herr von Oppen ließ sich Zeit. Erst vier Monate später schied er von Stettin ab und aus der Landsberger und bittet unter Bezugnahme auf die Verordnung des Kurfürsten um Nachsicht, welche Arbeiten die Stadt beim Bau des neuen Wolfsgartens übernehmen wolle. Dem Rat war die Sache „fast nachdenklich“. Doch am selben Tage, man schrieb den 25. März 1668, trat er zur Sitzung zusammen. Einige war man sich in der Ansicht, daß bei der Verantwortung des Schreibens äußerster Vorsicht gebrauch werden müsse, um die Stadt nicht eine neue Last aufzubürden, die sie nicht leisten könnte. Man war der Ansicht, daß die Wälder nicht verdoppelt sein. Es ging vor allem Zeit gewinnen, und darum teilte man dem Herrn Überdieser zunächst mit, daß „in so geschwinden eilt, weil hierzu demnoch Zeit und weile sein müsse“, die Sache nicht erledigt werden könne. Außerdem seien am 3.

April Ritterschaft und Städte des Landes versammelt, da wollte man gemeinsam darüber beraten. Der Statthalter aber erhielt Auftrag, bei sämtlichen neuartigen Städten Anträge zu tun, „ob ihnen dergleichen auch annehmlich worden, und so es geschehen, wie sie sich hierzu zu bezeugen gelassen. Wir unsern Ortes halten dafür, daß man ein Gravamen (Beschwerde) daraus mache und Kurf. Durchlaucht vorstelle.“ Man sieht, daß die Landsberger Statthalter jetzt Tage die Interessen der ihnen anvertrauten Gemeinde wohl zu wahren bestraht waren, und daß die Stadt schon damals Führer der neuartigen Städte war.

Der gemeinsame Widerstand der Städte war offenbar dem Überdieser nicht unlieb. Der Rat der Wolfsgärten verzögerte sich, so daß sich Herr von Oppen den allerhöchsten Unwillen seines Landesherren zuzog. „Lieber Getreuer, Wir haben gehofft, da wirbeis, Unsem Befehl gemäß die so hochwürdigen Wolfsgärten in unserer Neumark der Gerechtigkeit angelegt und erbaut haben. Nachdem Wir aber in Erfahrung bringen, daß sie hierzu noch nicht das Geringste daran getan, als wird dir solche deine Negligenz hiermit verweisen und zugleich ernstlich anbedehlen, beschürde Wolfsgärten (in Betrachtung sie den ganzen Lande zu gut gereichen) nunmehr unverzüglich anzurichten und zum Ende zu bringen, auch in baulichen Wäldern zu erhalten.“ Städte und Untertanen, die ihre Mitwirkung versagten, sollten dem Kurfürsten „zu fernere Verordnungen“ gemeldet werden.

So wandte sich denn der Überdieser im Winter 1669 nochmals an den Landsberger Rat.

Er scheint eine grandenhafte Tat gewesen zu sein:

mit beganntem Schönnung teile er mit, daß neben der Lurche des schwedisch-polnischen Krieges seine eigene Nachlässigkeit den Rat der Wolfsgärten verzögert habe. Nun aber müsse man unbedingt ans Werk gehen, zu dem er die näheren Anweisungen gibt. Im Walde beim Amt Stimmelsdorf war der Walz bereits abgemessen worden. Die Arbeiten wurden auf die umliegenden Ortschaften verteilt; auf Landsberg nebst Nordbitten und Kiez entfielen 200 Auen an „Fichten-Waldhölz“. Sofort nach geendeter Saatzeit — man schrieb den 11. Oktober — sollte mit dem Bau begonnen werden. Die Arbeiter hatten sich in Ante Stimmelsdorf zu melden. Vor allem sollte darauf geachtet werden, daß die Waldarbeiter bei der Erde alle gleichmäßig ausgepflügt würden; außen sollten Wälder befestigt werden, „damit es ein befähigtes Wert verbleibe.“

Aber der Landsberger Rat hatte wieder Ausflüchte: So schnell könne man die Bürgerhaft nicht zusammenkommen, „denn so ist jeder

aus der Tatsache des Zusammenkommens hervor, daß aus der Vereinigung keinem Teil ein Recht erwächst, und es ist viel wahrscheinlicher, daß die auf bemittelten Boden entwickelten Genossenschaften sich fördern und unterhalten. Es ist das sogar in manchen Fällen über jeden Zweifel erhaben, z. B. dann, wenn sich eine Genossenschaft aus hohen Pflanzen auf dem von einer Genossenschaft aus niederen Pflanzen zubereiteten Boden entwickelt, ohne diese zu verdrängen.

W. V. a. r. s.

Don Alfred Narraij.

Warthebruch? Auf dies Stichwort gibt die Erinnerung her, was sie gemerkt hat. Warthebruch: Kolonisation durch den Großen Friedrich. Warthe- und Neßeburg: Richtig, man hat ja gehört, die neue polnische Grenze sei hier irgendwo auch gezogen, diese „neue“ polnische Grenze, die, weiß der Himmel, schon 10 Jahre alt ist, aus deutscher Schande. Warthebruch... Wohin dorthin eine Fahrt?

Man trägt hinzu: und das Warthebruch
ist ein Schönstes von deutscher Schönheit.
Auch verlohnt es sich, auch hier einmal
jenes Grabmal, die polnische Grenze, zu be-
suchen.

Westpreußen, Geschichten die monoton sind, die müde machen würden, wären sie nicht zu unserer aller Entpöhrung im ehemaligen deutschen Danje passiert. Nieh weicht über die Grenze. Ein dummes Stück Rindvieh wagt es, nichts von Versailles zu wissen. Von drüben kommen die Gelden, bewaffnetes Fußvolk der Hölle, bewaffnetes Reitervolk polnischer Mänen, bringen das brüllende Rindvieh auf und jagen es fort.

Schöne Deutschland, dieses ganze schöne
 Bruchland, schönes Deutschland, aber mitten
 durch seine Schönheit ist die Grenze gezogen,
 und die ist mehr als nur ein roth-weiß ge-
 färbtes Holz. Sie ist eine Scheidung zwischen
 fernem und dem, den das schwärzere aus. Das
 verdammt, was die Grenze zwischen dem
 raubten reichen Garten ein Zaun, aber den
 immer wieder die zornigen Mäße der recht-
 mäßigen Besitzer handten werden. Sie ist eine
 Verurkundung unserer Ohnmacht: hier, hinter
 der Grenze, ist die Welt, und wir sind
 ein schändlich, ein schändlich, ein schändlich,
 ein Denkmal der Unvernunft, denn das Land
 verfällt, man sieht und hört und erlebt immer
 wieder jene alten Geschichten, die wir alle ken-
 nen, wir Deutsche der Rölterbindung, die Ver-
 nunft, nur eben nicht jener Vertrag
 nun, Verfall.

„Was kam hier früher auf Nege und Warthe an Flößen und Schiffen von Bromberg her.... Der ganze Holzhandel... Alles ist zerschlagen....“

Wir wissen es. Alle Welt weiß es. Aber man hat ihnen das Land zum Spielen, zum Verbrechen gegeben.

Leidvolle leuchtende Weite.

Reichtum der Landschaft. Warthebruch, Nehebruch. Städte und Dörfer, Wälder und Wiesen, Romantiz und Bauerntreue und Bauernleid. Herrliches deutsches Land! Zu dem Schönsten des Schönen ist es zu zählen.

Was heißt zu dem Schönsten des Schönen.
Nichtakreß! Man zog eine Grenze.

Leuchtende deutsche Weite haben ein paar polnische Männen, die dort drüben irgendwo in Garnison sind, zur Reithahn bekommen.

Am Neujahrstage 1562 erließ Markgraf
hann auf Bitten der Ritterschaft und des
der Stadt Drossen eine Polizeiverordnung
des Land Sternberg. Dieses Gesetz

wandte sich zunächst gegen die Verurteilung des Landessäckelraths, Felleibung und Schmahsagen und beehrte den abigen Uebertreter mit hohen Geldstrafen, den Bürger und Bauer mit hartem Gefängnis und endlicher Landesverweisung. Der Landeshauptmann erhielt Befehl, gemeinsam mit dem Droßner Knecht und zwei Vertretern der ehrenden Mannschaft sächlich zu Martin auf Grund des Gerichtenurtheils die Verurtheilten zu hängen, für die bevorstehende Jahr-Geltung befohl. Gleichzeitig mußte jedes Jahr die Fügung der Tonnen und Fässer, der Scheffel, Riert und Megen, der Meißner

Die Stadt Droßien erhielt das Recht, am Mittwoch jeder Woche einen freien Wochenmarkt abzuhalten, dessen Beginn und Schluss durch die am Rathhause gehörende Marktschranke, den sogenannten Marktwall, angezeigt wurde. Marktschluß war im Sommer bereits um 8 Uhr, im Winter um 9. Nicht verkaufte Getreide durfte am Donnerstag nach Reben oder Frankfurt gefahren werden. Ausfuhr über Ober und Warthe blieb streng untertägig, wie auch jeder Verkauf außerhalb der Feste- und Wochenmärkte verboten war. Zur Förderung des Handels sollten die bestehenden Wege verbreitert werden.

Die Schäfer erhielten als Lohn das fechte Schaf; bare Entlohnung war nicht gestattet, nur für die Hunde bekamen sie zwei große oder vier kleine Scheffel Hafer. Dagegen hatte der Schäfer erhebliche Mengen Butter und Käse als Nacht zu entrichten. Jede Bewaffnung mit Beilen, Aexten, Hellebarden und Büchsen war den Schäfern verboten; schwere Strafe drohte dem, der Vögel schoß oder Hasen erjagte.

[illegible]

Der Tagelohn der verschiedenen Arbeiter war ähnlich geregelt. Mäher, Weinbader, Maurer, Zimmerleute, Lehmflücker, Gräberinnen, Schnitter und Binder, Häckelschneider, Heurecherinnen, Mehrenfleherinnen und Drecher erhielten bestimmte Sätze an Geld und Kost.

Jeder Häfner hatte bei seinem Hofe zwei Pferde, einen Gänser mit Gänsen, 5 Hähner und einen Hahn, Art, Mistgabel und Sense als „Hofwehre“ zu halten. Bei Verkauf oder Verzug wurde festgestellt, ob dieses Inventar vorhanden war. Fehlendes mußte der Bauer mit genau bestimmten Säken bezahlen.

Beitrag aus dem Volks- und Aberglauben
der Heimat.

Bon Carl Boesje

Die Sonne ist längst hinter den westlichen Höhen schlafen gegangen. Als Abschiedsgruß hat sie durch das schimmernde Abendroth gutes Wetter für den morgigen Tag angesagt. Allmählich kommen die dämmernden Schatten vom Walde- und Bergrande geschlichen und hüllen das einsame Bauerngehöft am Wege in graue Schleier ein.

Der Bauer Ganspeter sitzt mit seiner Frau
 Brigitte in der Wollknäuel. Er raucht gemächlich
 sein Pfeifchen und fäst der Sacke die ausgefallenen
 Hähne ein. Die Wäuerin herrschet die Strümpfe
 und Hosenbänder ihrer Wüben, die nebenein in der
 Kammer endlich zur Ruhe gekommen sind.
 „Mutter, wie war's, denn toll in diesem Gange,
 die beiden werden, die beiden werden die Sacke“
 „Nun, wie war's, denn toll in diesem Gange,
 so groß, und der Sack steht nie 'ne Würlin.“ Ein
 strafender Blick aus Frau Brigittes Auglein flammt
 ihn an: „So, mach dich wohl toll zu halten, das
 Heu hast du noch nicht im Wollknäuel, und von den

Denn der breite Strom, der im Frühjahr und Herbst uns in die Augen glänzt, ist ihr Feind. Er zerstört ihre Nester, er zerschwemmt ihnen immer wieder Hoffnung und Fleiß.

und zu allem, drüben im Regebruch, in diesem Lande, das zum Warthebruch gehört wie ein Bruder zum andern, steht der Wolk, an dessen Anblick man sich zwar schon gewöhnt hat, nur nicht daran zu vergessen, daß das Land, auf dem er sich breit macht, deutsch ist, daß man diesem Land und seiner Heimat die Treue schuldet.

Vergan durch Wald führt der Weg nach
Vesche. Vesche ist eine hübsche kleine freund-
liche Stadt. Seit 10 Jahren führt es den
neuen „Ehrenittel“, eine deutsche Grenzstadt
geworden zu sein, denn hier ist Deutschland zu
Ende, der rotweisse Schlagbaum findet einen
Tag, der war an dem deutsches Land vertan
wurde. Hier fängt Polen an.

Im Gasthof von Betsche hört man Grenzgeschichten. Es sind jene alten Geschichten, die man überall kennt, hier in Betsche, drüben bei Schneidemühl, an der polnischen Grenze in

Epiphänien läßt du die den schönsten Alee nachstellen! Erst vergangene Nacht ist am Weidenweg ein großes Elb abgetheilt worden, wie du selber beim Mittagsessen erzähltest! „Ja“, sagt Ganspeter, „es ist schändlich! Der arme Alee! Wenn man gerade aufsteht, läßt sich kein Epiphänien sehen.“ „Ach, du bist viel zu nachlässig! Sprich doch den Diebegen um den Kleeblatt, dann wirst du endlich dem Alee sein feindliches Gandoever legen!“ „Aber, Brigitte“, ruft Ganspeter ein, „du weißt doch so hin; man soll unsern Berggott nicht verletzen und dem Alee die Beschlüsse lassen. Wenn ich wenigstens zum Rosprechen zu spät komme, nachdem die Sonne schon aufgegangen ist, so trifft mich die Schuld, wenn der Dieb dann kalt und tod das steht und „der Schwärze“ seine Seele zur Gölle fliehet; es ist recht schwer, und ich tue es nicht gern, die Gölle ist doch zu verdammtungsvoll.“ Doch Brigitte drängt und drängt, und nach langem Zögern macht sich der Bauer endlich auf den Weg. Rings um das Kleeblatt schreitet er bedächtig und murmelt den Diebegen vor sich hin:

„Ich binde dich durch Ganspeters Hand.
Domit du sollst stehen in Teufels Band!
Beim Leiden und Jesu Christi Blut
machst du das Schelm, du Dieb, mit dem Ende gut!“ — — —

Nun ist Ganspeter fertig. Doch einmal überblickt er das Feld und geht dann langsam heim.

Schlaf findet der Bauer in dieser Nacht nicht viel. Immer hat er an den Diebegen und seine schlimmen Folgen denken müssen. Im Halskleeblummer wölgt er sich unruhig von einer Seite zur andern. Das ganze Nachmittagsstündchen des anstehenden Morgens kramt er im schon in alter Herzensfrische vom Lager. Ein Bild durchs Fenster belebt ihn, daß die Sonne noch nicht aufgegangen ist. Ihn rollt ein Stein vom Herzen. Schon steht er draußen und wendet sich dem Kleeblasse zu. Jetzt hat er den Weidenweg erreicht. Durch die ihn verbedenden Büsche erblickt er auch richtig den Dieb. „Gute es mit noch gedulde, der Herr! Du bist, arbeit fertig geworden und wirst mit deiner Handarbeit fertig geworden und mit eben den gestülften Sack auf den Rücken werfen. Doch stark der Späthet steht er selbsteinam, als er so plötzlich den Bauer hinter dem Busche beobachtet sieht. Nicht einen Schritt ihm, „Hutwohl!“ machen; die Arie zittern ihm, und er bent mit Schrecken daran, daß man schon die und da im Dorfe murren, daß man Ganspeter, könne den Diebegen. Nun hält ihn der Vampspruch fest, daher auch plötzlich die Starckheit in allen Gliedern.

Welmüthig bittet er um Gnade: „Ich tu's bei Gott nicht wieder.“ Ernst und vorwurfsvoll schaut der Bauer ihn an. „Schäme dich, Willen; deine Frau und Kinder, die du selbst mit der Hand, bist hier stehen lassen, bist du schon wieder erwisch!“

Leise murmeln Ganspeters Lippen den Rospruch:
„Halt du, Schelm, du Dieb, gefanden in Teufels Band,
So löst ich dich durch Gottes Hand!
Geß, du Schelm, du Dieb, durchs ganze Land!“

Dem ältlichen Stämbe wird wosler. Jetzt kommt Bewegung in ihm; den gestohlenen Alee schüttelt er eilig aus und drückt sich schleunigst in die Weiden.

Räusend schreitet der Bauer seinem Heim zu. „Hutwohl!“ erzählt seinem Menschen von seiner „ausgetandenen Angst bei dem heissen Abenteurer. Doch wenn das Gespräch gelegentlich auf den Bauer Ganspeter kommt, so macht er allerlei gleichgültige Andeutungen von „mehr als Protesten“, „Diebegen“ und so. Im Dorfe wird es allmählich bekannt, daß der Bauer den Diebegen sprechen kann, und seine Felder werden von Epiphänien ängstlich gemieden.

Nicht immer ist im Dorfe das Diebesbann so famos verlaufen. Es hat auch einen Fall gegeben, der ein recht seltsames Ende nahm. Bei „Feder-Josef“ geschah es. Witten im Dorfe bewohnie er mit seiner Frau ein strohgedecktes Häuschen. Das Schwein, welches allmählich zum schlaftigen Herangehensfitter wurde, als „Feder-Josef“ meistens alleine auf. Seiner Frau gönnte er nicht.

Er war listlos gegen sie und hatte den Schlüssel zur Vorkammer in Verwahrung, so daß das arme Weib während seiner Abwesenheit sicher hungern mußte.

Hatte die Frau sich dann doch einmal Einlass in die Kammer verschafft, so schlug er sie gar und drohte, er wolle es ihr schon antreiben; er könne den Diebegen, und sie möge sich in acht nehmen. Aufgehet das Dorfs zu arbeiten hatte, sprach „Feder-Josef“ den Diebegen um den Sped und machte sich fort.

Nach vollendeter Arbeit führte ihn der Teufel in ein Gehäus, woselbst er sich bettete und dann sich halt den Waidweg nach. Er war schon Nacht geworden. Seine müden Glieder wollten die todesleichen Sinne nicht mehr in Gang halten. Nur ein Weisheit wollte er am Begrabe rufen. Doch der Teufel hatte seine Hand im Spiele; eine Seele konnte er heute gewinnen, darum vertrieb er „Feder-Josef“ in einen festen Schlaf. Entsetzt wachte er auf, als schon die Sonne sich anstaltete. Er dachte, er war tot, und er läßt sich mit dem Diebegen ein, und er läßt sich mit dem Sonne in die Weite. Doch diese ist schneller. Klar sieht sie über dem Horizont, als er schweißtreibend das Dorf erreicht. „Ich wollte sie ja nur ängstigen, daß sie nicht von dem Sped nehmen sollte“, so rief er, er war sich selbst richtig, er die Entbehrung auf und hielt jedoch umher. Seine Frau ist nicht da. Jetzt schnell zur Kammer, wo der Sped hängt! Da — seine Axtung! Die Frau steht zusammengeklumpt in der Ecke, das Messer in der Hand, schwarz, kalt und tot. — — —

Einige „überflüssige“ Leute wollten behaupten, sie sei an Herzschlag gestorben in dem Augenblick, da sie den Sped schneiden wollte und ihr plötzlich die Axtung in die Hände fiel, worauf sie den Diebegen gesprochen haben. Die Angst und der Glanz an den Bauerprach hätten ihr das Blut zur Erstarrung gebracht. Jedoch die Weisheit der Dorfbesohner wies es besser. Weil „Feder-Josef“ den Diebegen gelprochen hatte und der Sonnenanfang den Rospruch nicht tun konnte, mußte die Frau den Sped selbst mitkommen.

Freunde und Freunde hat „Feder-Josef“ den im Dorfe nicht mehr gehabt, von allen wurde er gemieden. Da zog er nach America, und man hat nichts mehr von ihm gehört.

Was nicht jeder weiß!

Die alte, jedoch zweifelhaft Erwähnung eines neuzeitlichen Ortes stammt aus dem Jahre 972.

Im Jahre 1853 wurde die Stadt Landsberg a. W. durch 38 Unstürmen mit dem nötigen Rinswasser verlor. Die Beleuchtung der Stadt erfolgte durch 104 Dellaternen.

Das heutige Gut Meersdorf hat seine Entstehung als Dorf im 16. Jahrhundert verloren.

Die preussischen Landräte führen ihren Titel seit dem Jahre 1701. Vorher hatten sie den Titel Kreiskommissar bzw. Kreisdirektor.

Die Fischerei war ehemals in der Neumark einer der wichtigsten Erwerbszweige der Bewohner. Der Fischhandel des Brandes ging bis nach Hamburg, Böhmen, Bayern, Sizilien. Zu Ende des 16. Jahrhunderts sollen über 30 Millionen Schod Krebse in dem Rüstiner Durchgangswall gezählt worden sein.

In den Jahren 1729 bis 1737 wurden in Rummern und in der Rart 844 Wölfe, 98 Luchse und 8 Bären erlegt.

Dresden wurde im Jahre 1602 zu einer Festung gegen die Polen ausgebaut. 1763 ordnete Friedrich der Große ihre Beschleunigung an, weil sie im siebenjährigen Kriege der Landesverteidigung mehr schädlich als nützlich gewesen sein soll.

Der Baß der ersten Kunststraße durch die Neumark erfolgte 1820. Es war dies die alte

Poststraße Berlin—Landsberg a. W.—Königsberg i. Pr. Erst im Jahre 1853 wurde die nächste Kunststraße im Kreise Landsberg a. W. gebaut (Landsberg—Berlinden).

Das Ritzersänger-Kloster in Simmesbät hat ungefähr 2400 Jahre bestanden.

In Landsberg a. W. waren im Jahre 1750 638 Wohnplätze, von denen 104 Städte betrugen die Zahl der Wohnhäuser betrug 887.

Im Jahre 1800 gab es in Landsberg a. W. noch 127 Wohnplätze, die mit Stroh gedeckt waren.

Die ersten Pläne für die Urbarmachung des Markbegrüßes lieferte Friedrich Wilhelm I. in den Jahren 1724 bis 1726 ausarbeiten.

Kleine Blätter.

Wirkens als Erbsenwunke. Im Februar 1779 richtete die Neumarkische Regierung an Rüstern folgenden Ansuchen an die Magistrate der Städte Landsberg, Neudamm, Solbin, Ripphe und Berlinden: „Da der Schulze Michael Mathies aus Erbsenwunke unterm Arie Driesen den sogenannten Raggert oder das zu den Roberabschreiben erforderliche Wirkens verfertigt und davon bereits acht Tonnern vorräthig hat, so beschließen wir aus Herbeden in Ordnung, den Rüstern und Röggerbern in denen Städten Cures Departements durch die Magistrate hieron Nachricht zu geben.“

Von der Landsberger Schmiede. Der Weisgerber Gürtel Ralle, gegen Ende des Dreißigjährigen Kriegeß einiger Vertreter seines ehemaligen Handwerks in Landsberg, entrichtete der sogenannten „Schmied Wille“, der am Ralle woslich war, den Schmied, Wollersbach an das Amt Himmelsthal. Im Jahre 1852 forderte der dortige Amtschreiber Steffen Berger plötzlich die Ralle in doppelter Höhe und beschloß, als der Vertreter die Zahlung verweigerte, dem Landreiter die Erstellung. Der Rerber beruft sich vergeblich auf seine persönlichen Leistungen und insonderst sich hinsichtlich an den Rat mit der Bitte, unter dem archidiv nachzusehen, wie die Dinge lagen. Der Rat erfüllt gern den Wunsch seines Mitbürgers, findet jedoch nichts, als etwas Streitschändel mit andern Handwerker, voraus mit den Zugmachern. Doch nimmt er sich der Sache, zumal sie gegen das geschätzte Amt Himmelsthal rittete, warm an und bittet seinerseits Wollersbach um die Klärung der Frage auf Grund vorhandener Funden. Die Kammer stellt daraufhin fest, daß die Landsberger Weisgerber laut Amtsbuch jährlich zu Otern 9 Raler 15 Groschen Wollersbach nach Himmelsthal geben müssen. Sie seien außerdem schuldig, die Wille in beiden Richtungen zu erhalten; einen neuzeitlich herbeden Rallen müsse jedoch das Amt übernehmen. Bis zum Jahre 1858 war diese Pacht regelmäßig bezahlt worden, dann war sie in Mündigkeit auf die Rrieschschändel auf die Ralle ermäßigt worden. „An Anhebung, daß der Ralle Rrieße Gottlieb wieder vorhanden“, hatte 1650 die Kammer wieder die Einrichtung zu erlauben Pacht angetrieben, so daß der arme Rerber also nocherungen etwas tiefer in denbeutel greifen mußte!

Inhalt:

Wollsgärten bei Landsberg. Von Otto Kapit. Die Landsberger Wälder im Gesangsinn. Von Umshab.

Die Pflanzenwelt der Neumark in Lebensgemeinschaften. Von B. Bary. Seilwölves, leuchtendes Markbegrüß. Von Alfred Rarroch.

Landesverrechnung für den Kreis Stierberg. Von Diebegen. Von Karl Bofe.

Was nicht jeder weiß.
Kleine Blätter.

Schriftleitung: B. Dahms.